

Franz Niedermayer
Reinhold Schneider

Der Präsident der Reinhold-Schneider-Gesellschaft, E. M. Landau, klagte 1969 über ein „Purgatorium des Vergessens“ für Reinhold Schneider. Aber im gleichen Jahr brachte, dem entgegenzuwirken, der um seinen Landsmann sehr bemühte Direktor der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe, F. A. Schmitt, den ersten umfassenden biographischen Dokumentarband in Bild und Text heraus. Er konnte dabei aus dem vollen schöpfen: die Bibliothek Schneiders mit 10 000 Bänden hatte Schmitt übernommen, die Manuskripte zu über 190 Werken, mit Übersetzungen in 13 Sprachen, über 30 000 an den Dichter gerichtete Briefe, ferner eine Sekundärliteratur von rund 1400 Titeln. Die immer noch lückenhafte biographische Perspektive wird trefflich erweitert durch die große Korrespondenzbreite Schneiders im Umgang mit Bergengruen, von Heiseler, Heuschele, Klepper, Przywara, Ziegler, usf., auch gedruckte Dokumente. Aber das sind nur – Gelegenheitstreffer; denn mehr als ein halbes Dutzend Briefschreiber sind noch eruierbar, und die Texte bleiben liegen aus mancherlei wohlverständlichen Gründen.

Bibliographische Listen gibt es von 1949 und 1953, auch überholt und unvollständig. Beachtlich dennoch die Reihe von neueren deutschen Hochschulschriften von München bis Mainz, aus Österreich und der Schweiz. Mehrheitlich katholische Länder wie Italien, Belgien, Polen haben über ihn arbeiten lassen, sogar Argentinien und die USA sind vertreten. Ob sie aber dazu beitragen, den normalen Studienrat über den Buchstaben B bei der Auswahl seiner Schullektüre hinwegzutragen, ist nicht sehr wahrscheinlich. Nach unserer Kenntnis stehen sie immer noch zumeist bei Büchner, Brecht, Böll und sind es ganz zufrieden. Beschwörend mahnen Universitätslehrer, auf den Gymnasien Klassik und Romantik nicht ganz zu vernachlässigen. Wie sollen die Deutschlehrer da gar an Schneider Gefallen finden, der nach eigenen Worten nie um „Eintrittskarten in gewisse literarhistorische Tempelbauten“ bemüht war.

Und erst die Literaturkritik der Tagespresse! Da schrieb der renommierte Kritiker Curt Hohoff zum Schmitt-Band: „Früher war Schneiders Bild tabu. Jetzt geben auch Freunde und Verehrer zu, daß er kein ‚großer‘ Dichter war, daß es Brüche gab.“ Doch wird auch von Hohoff anerkannt: „Er (Schneider) ragt weit hinaus über die Literatur, er war eine Institution... er gehört in die Hesse- und Schweitzer-Kategorie.“ Literarische Kritik negiert nicht ethisch-persönliche Bewunderung, erreicht damit die eigentliche Ebene Schneiders, besser als der Reinhold-Schneider-Preis der Stadt Freiburg, der in der Tat mit dem „Autor nichts

gemeinsam (hat), es wäre denn das Namensetikett“ (so E. Blattmann schriftlich wie Schneiders Berliner Freund W. Abendroth mündlich).

Auf der rein akademischen Ebene der Literaturforschung wird diese außerfachliche Kategorie ebenfalls wahrgenommen. So schrieb der Münchner Germanist Wolfgang Frühwald: „Nur wenigen erscheint er heute noch als der, der er den Mitlebenden gewesen, als Zeitgenosse. Durch die Prävalenz des Leidens in seinem Werke hat eine vitalistische Zeit dieses der Trauer und dem Dunkel anheimgegebene Werk aus ihrem Gedächtnis fast gestrichen, die Züge seiner Modernität schmählich mißachtet.“ Frühwald holt Schneider aus dem obligaten Gehäuse des zuerst französischen, dann deutschen *Renouveau Catholique* um die Jahrhundertwende, rückt ihn ein in die beiden Traditionslinien Schwermut und Melancholie der Dekadenz-Ideologie, kennzeichnend für die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, inhaltlich bestimmend für ihn. Als zweite ältere Leitlinie, für Form und Sprache, wird die Tradition der *Theologia tenebrarum* genannt. Die von Schneider so geliebte und öfter ausgelegte deutsche Romantik (vgl. seine Mainzer Akademie-rede auf Arnim, Eichendorff, Uhland) käme hinzu. Überzeugend wird angesprochen die bis in die Titelgebung einiger Werke hinein nachweisbare innere Konkurrenz zu Schiller, die ja Schneider im „Verhüllten Tag“ selbst nannte: „Vielleicht hat mich Schillers Bild geleitet.“ In Barcelona hat er z. B. 1956 darüber vorgetragen. Ob Schneiders Hagiographien schlicht zum historischen Roman für Christen zu rechnen seien, das scheint noch überlegenswert. Weniger die gesicherte Erkenntnis, daß Schneiders Tagebücher, vorab die drei letzten, seine bleibende, seine überragende Leistung verkörpern. Er war – mit Frühwald – mehr Märtyrer als Repräsentant der Zeit (wie anders z. B. Thomas Mann), „gehindert an seiner ästhetischen Entfaltung durch die Zeit“¹.

Deshalb ist über die akademische Wertung hinaus die Verbreitung mehr als die Einstufung seines Werks in der heutigen Zeit so wichtig. Da selbst in den Antiquariaten kaum mehr die zahlreichen Kleinschriften der Nachkriegsjahre aufzuspüren waren, hat der Insel-Verlag, privat gefördert, in zehn Bänden die „Gesammelten Werke“ ab 1977 herausgebracht, eine Auswahl des Bleibenden aus Lyrik, Epik, Drama und Tagebüchern, zum Teil mit noch ungedrucktem Nachlaß, wozu 1983 noch Briefe kommen werden².

Breiter kann die Streuung sein, und zwar gerade bei denen, auf die es in Zukunft als geistige Erben ankommt, dank dem Bemühen der (mit der Freiburger Schneider-Gesellschaft konkurrierenden) Hamburger Schneider-Stiftung. Seit 1972 schlägt sie Brücken zu der Katholischen Universität von Lublin (an der Karol Wojtyla Professor war) und verlieh im September jenes Jahres zum ersten Mal an drei Polen den „P.-Maximilian-Kolbe-Reinhold-Schneider-Gedenkpreis“. Es gelang Ludewigs großherzoglicher Stiftung, bei Lehrern und Schülern in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und der Schweiz allmählich Fuß zu fassen und z. B. 1981/82 Wettbewerbe über die Papstencyklika „*Dives in Misericordia*“ mit

dem exakten Thema „Von Gottes Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit der Menschen“ zu veranstalten. Der Vorgang: 500 Interessenten, 100 Einsender, 22 mit dem Prädikat „gut“ und „sehr gut“ beurteilt; acht wurden abgedruckt, darunter zwei aus Österreich und eine aus der Schweiz. Ein Ansatz, der Schneider sicherlich gefreut hätte, wie auch die überragende westdeutsche Dissertation des tödlich verunglückten Theologen K. W. Reddemann und der Diskussionsband zum umstrittenen „Winter in Wien“, dem so erschütternd aufrichtigen Nachlaßband³.

Eine Probe auf die gelegentliche Behauptung, daß Schneiders Grundhaltung und Schreibweise so altfränkisch überholt und für die Zeitgenossen der Jandl, Heißenbüttel, Handke, Bernhard somit wertlos sei? Da erstarrte im Jahr 1982 das lesende Deutschland in Ehrfurcht vor den Manen Goethes, soweit noch christlich empfindend ferner vor der ersten Kirchenlehrerin Teresa de Avila. Zu beiden gibt es auch Schneiders Kommentare, d. h. Urteile. Schon 1946 wollte er den geschlagenen Deutschen Mut machen mit seiner Kleinschrift „Fausts Rettung“. Er zeigte auf, wie die christliche Perspektive im Drama vorhanden ist und zuletzt verleugnet wurde: Glauben an das sogenannte Faustische, das zerstörerische „Durch-die-Welt-Laufen“ – eine einzige Flucht. Als „größtes Symbol der deutschen Bühne“: das Vernehmen und Ablehnen des Osterlieds vom erstandenen Christ im Kontrast mit dem Spaziergang, wo der Pudel der Versuchung seine Kreise zieht! Die größte deutsche Dichtung: eine Apotheose des Verderbers, weil Frevler am Mütterlichen, an der Mater gloriosa.

Die spanische Teresa imponierte Schneider schon vor seiner Rückkehr zum verschütteten Glauben, „eine seiner lebenslangen Leitfiguren“, die er Nietzsche gegenüberhielt, der er 1946 einen monographischen Essay widmete, der 1982 neu herauskam. Ist er damit (und sonst über Franziskus, Martin, Gregor, Spee, Newman) nur einer der „bedeutendsten Erneuerer der Hagiographie“ (nach Walter Nigg)? Das wohl und noch einiges mehr. Wer Schneiders Leben in etwa kennt, sieht ihn in dieser Schrift als eine späte, in vielem verwandte Reprise der Heiligen, ohne sich mit der Spanierin zu identifizieren. Sein eigenes Leben sah er gleich ihr stets als Dienst am Ewigen in der Zeit. Ihr tragisches Leben war ganz dem Erlöser hingegeben, die geringste Neigung zur Welt war ihr Sünde (und doch liebte sie Küchenarbeit, Singen und Tanzen). Doch die Welt war der Gottessehnsüchtigen Verbannung, ebenso Schneiders Leben immer „in der Nachbarschaft des Todes“ (Bergengruen). „Gott sandte ihr eine schwere Krankheit“, doch reifte sie damit zur Läuterung und zur Freiheit. Und Schneider, war er nicht ein lebenslang körperlich Gemarterter, damit auch, gleich Teresa, geistig Versuchter? Ihr Leben ein Kampf gegen Armut, Neid, Mißtrauen und Feindschaft, auch kirchlicher Oberer. Sie war eine geistliche Conquistadora, wie ihre Brüder in Amerika von Peru bis Panama, wo vier den Tod fanden, nur deren zwei heimkehrten. Äußerlich anders die Umschattungen bei dem Dichter, das Ergebnis ähnlich angelegt dem der

Heiligen. Für beide war zutreffend: „Das geistliche Leben ist der Grund des Lebens und Handelns in der Geschichte.“ Deshalb kam auch bei beiden dem Gebet noch höheres Gewicht zu als dem so unentbehrlichen sozialen Wirken. Wahrhaftig, der fromme Dichter aus unserem Jahrhundert durfte sich indirekt rückspiegeln im Bild der großen Frau aus dem 16. Jahrhundert – ohne ihr auch nur ein geringes hinzu- oder wegzutun.

Sogar zum Verlauf des Lutherjubiläums von 1983 könnte man sich auf Schneider verlassen; denn er ahnte schon im voraus einige Probleme des Biographenansturms unserer Tage: „Es wird wohl nie gelingen, von Luther zu sagen, was gesagt werden sollte; die Erscheinung spottet jeder Kompetenz und Psychologie, und der Theologie erst recht: das ist eben Luthers geheimnisvolle geschichtliche Legitimation. Die Geschichte der Reformation läßt sich schreiben, die Martin Luthers nicht“ (1955). Und zum Vorbild nahm er sich Luther in einem ganz persönlich: „Ich habe mich nie vor etwas anderem gefürchtet, als daß ich schriebe, was den Leuten wohlgefällt.“ Schneider fürchtete, mißtraute dem späten Schriftstellererfolg als unchristlich und trügerisch; er fand sich darin leider nur zu sehr und schmerzlich bestätigt.

Stationen eines Kreuzwegs

1983 gedenkt man des hundertsten Geburtstags von Karl Jaspers, des weltberühmten Existenzphilosophen. Der 20 Jahre jüngere Reinhold Schneider war ein körperlich ebenso geschlagener, irreparabel Behinderter wie Jaspers – und zwang sich dennoch eine riesige Arbeitsleistung ab, unter selbstloser Mißachtung seines leidenden Körpers. Jaspers richtete sein geistiges Denkmal hingegen auf bei größter Rücksichtnahme. Er las immer liegend, nahm die Wohnung nahe der Universität, teilte seine Zeit rigoros ein, war fast ein halber Pflegefall und leistete dabei Außerordentliches, Bewundernswertes. Aber Schneider: er trieb mit sich Raubbau. Als Hotelierssohn verwöhnt in Baden-Baden aufgewachsen, in einem Haus, wo Kaiser und Könige abstiegen, wurde das sensible Kind Produkt eines Elternhauses, das nicht häuslich sein konnte. Er kam in eine Schule, die seinen literarisch-historischen Neigungen niemals entsprach; darunter litt er bis zuletzt. Die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg zwang ihn in eine Wirtschaftslehre, obgleich völlig untauglich, zuerst für die Landwirtschaft – vielleicht eine Art frühe „grüne Illusion“? Dann in Dresden als Angestellter in einem Kunstverlag, wo er nur auf die Mittagspausen und Abende wartete, die Muße für sein Eigenstudium. Der Selbstmord des Vaters nach dem finanziellen Zusammenbruch, die verfehlte Existenzplanung verleitete auch den Sohn zum gleichen Versuch – eine seiner Kalvarienstationen, deren Dunkel gewiß nicht erhellte wurde durch die Lektüre Schopenhauers, Nietzsches. Auch nicht durch die im damaligen Deutschland

einzigartig frühe Entdeckung Miguel de Unamunos und seines „Sentimiento trágico de la vida“, nur Bestärkung in der frühen Verdüsterung. Aber auch Teresa entdeckte Schneider, bevor er wieder den Jugendglauben, den er bis dahin nie wirklich gelebt hatte, zurückgewann.

Mit 27 kam zwar der erste Bucherfolg, auch bezeichnend, mit „Camões oder der Untergang der portugiesischen Macht“. Der ihm dafür von Lissabon genehmigte Orden erreichte ihn zuerst nicht, die Annahme wurde ihm dann im „Dritten Reich“ verboten. Ebenso wurde ihm die damalige Hochschätzung seiner Bücher in der Presse durch einen von Spaniens großen geistigen Führern, den Rektor von Salamanca Unamuno, sein Jugendidol, erst als Fünfziger zur Kenntnis gebracht. Solche Achtungsbezeugung von draußen hätte ihn getröstet für so manche Mißerfolge bei deutschen Verlagen und Redaktionen. Noch 1932 war Schneider so schlecht bei Kasse, daß er in Göttingen eine Steuerschuld von neun Reichsmark nicht begleichen konnte. So vom Alltag geschüttelt und hart geprüft – im Geschichtsstudium reifte in ihm die Erkenntnis: „Das Leben in seiner ganzen Schwere ist nur möglich als Auftrag Gottes“ (1933). Immer weniger Zeitungen nahmen sich des inaktuellen, unangepaßten Autors an, nur minoritäre Organe wie „Deutsches Adelsblatt“, „Weiße Blätter“, „Eckart“, „Hochland“, „Literatur“. Seit 1934 war er ein „Systemgegner“ und besuchte als Mittdreißiger wieder den Gottesdienst: Revertit, nicht Konvertit, bewußt der „Magie der Taufe“, die er in seiner Kindheit empfangen hatte. Bereits 1937 bezichtigt ihn die NS-Prüfungs-kommission der „Beschimpfung des deutschen Volkes“ im „Camões“, bedrängt darum den Verlag.

Nicht als „badensischer Geschichtsforscher“ (wie Hegner einmal, sprachlich wie inhaltlich falsch, formulierte), aber als Geschichtsinterpret und deren ethisch-metaphysischer Deuter „vor Ort“ trieb es ihn in jenen Jahren in die europäischen Hauptstädte, auch dort Dauergast der Bibliotheken oder unterm Joch: „zwölf Stunden am Schreibtisch“ (1936). Die „abgründige Zeit“ führt ihn zu Studien nach Paris; im Dezember 1938 erlebte der nie rastende Arbeiter ein heimatfernes Weihnachten, resümiert: „Ein Stück des Pensums ist nun getan, im ganzen wird das Leben ein immer schmerzlicherer Prozeß.“ Verwunderlich, daß er schon Mitte 1939 in einem Privatbrief klagt: „Aber meine Kraft ist müde...“ Und dennoch, wenige Monate später: „Doch bin ich bemüht zu arbeiten.“ „Las Casas vor Karl V.“, eine Verteidigung der Indios zur Zeit der spanischen Conquista (und eine verschlüsselte Anklage gegen die Judenverfolgung) wurde bei deutschen kleinen Zirkeln in Paris vorgelesen.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs läßt Schneider den Beistand des hl. Michael erflehen, „auch heute eine geschichtliche Macht im höchsten Sinne“. Die Zeitstürme dräuen: „Der tägliche Kampf um die Ruhe der inneren Arbeit ist nichts Geringes.“ Und wieder ein Dennoch. Der „Sanitätsdienst“ des wahrhaft-wehrhaft frommen Schriftstellers hebt an, will er doch den Soldaten, den Fabrikarbeitern,

den KZ-Opfern Beistand geben, und die Dankbarkeitsbeweise rennen ihm – postalisch „waschkorbweise“ und damit unbeantwortbar – fast die Haustür ein. „Das Vaterunser“, „Ignatius von Loyola“, „Ordnung und Ehrfurcht“, „Francisco de Xavier“, „Petrus auf dem See“ – diese Titel sprechen für sich und sagen alles. Das kleine editorische Wunder bestand nun darin, daß sich von Kolmar über Nürnberg bis Krakau wagende Gesinnungsfreunde fanden, die, heimlich und unter höchstem Risiko, emsig druckten und versandten, z. B. die Sonette: „Allein den Betern kann es noch gelingen, das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten“ oder „Allein der Wahrheit Stimme will ich sein“. Mit anderem wie vom „Gottesreich in der Zeit“ gingen über eine halbe Million Exemplare ins Volk, zum Heer, bis in die KZ, nach Moabit und in die Gefangenenlager von Stalingrad: oft letzte Tröster.

Das war sicher Schneiders heroischste Zeit, seine große Sternstunde. Und Hitlers Handlanger Bormann formulierte noch 1945 deswegen eine Anklage. Amtliche Vorladungen und polizeiliche Hausdurchsuchungen (darunter auch solche von biederer Landsleuten, die nicht wußten, was ein Sonett ist), der Befehl zur Schanzarbeit drohten und bedrängten; doch wohlgesinnte Ärzte standen ihm bei. Nie absehend vom inneren Auftrag: „Ich habe viel vorgelesen in der letzten Zeit“, am liebsten im häuslichen Kreis, auch in Kapellen. Stets in Front gegen die „dunkle Macht der Zeit, deren tiefstes Wesen die Versuchung ist“ (25. 6. 42). Im nächsten Jahr verliert er den Freund, Prinz Georg von Sachsen SJ, beim Baden ertrunken, was Schneider zutiefst trifft. Dazu „schwere Erschöpfung aller Kräfte... Mit zermalmender Wucht zieht die Geschichte über uns hinweg.“ Ein Krankenhausaufenthalt hilft ein Stück weiterzuleben. Es bestätigte sich nicht die Hoffnung der Freiburger: Solange Reinhold Schneider in dieser Stadt weilt, geschieht ihr nichts. Die Bomben fielen am 27. November 1944. Nur das Münster blieb ausgespart.

Nach der Niederlage kam die sogenannte Stunde Null, besser wohl: das große Schweigen. Für Schneider allerdings der größte Einsatz: 26 Bücher, viele davon Kleinschriften, einige Nachdrucke, manche mehrmals bei verschiedenen Verlagen, 17 Zeitschriftenaufsätze im Jahr 1945. Und in diesem Furioso eines Mahners und Missionars in einer gedemütigten Nation stürmt er durch die 40er Jahre: gerufen, gelobt, geliebt wie kein zweiter damals. Döblin, heimgekehrter Emigrant, bemühte sich als Kulturbeauftragter der Franzosen um seine Mitarbeit. Schneider hatte die NS-Zensur umgangen, er nahm auch keine der Sieger an. Besorgte Patrioten schauten nach ihm aus, dem Schriftsteller mit dem größten internationalen Prestige im geschlagenen Deutschland, zerrissen zwischen den Kontrasten: Kollektivschuld und „Ohne-mich“-Eskapaden.

Man bat Schneider um den Entwurf zu einer Denkschrift für die Londoner Außenministerkonferenz vom November 1947. Die Unterschriften der Bischöfe beider Konfessionen, der Universitätsrektoren, Oberlandesgerichtspräsidenten und Ministerpräsidenten der drei Westzonen sollten dieser (bisher) wortlosen

Nation bei der „Konferenz der letzten Chance“ Gehör verschaffen. Schneiders Entwurf schien den einen zu negativ, anderen zu unbestimmt, zu schwerflüssig und zu lang – und er zog ihn darauf zurück. Auch Professor Thielićke kam bei den Wortführern nicht besser an, worauf im Januar 1948 Bischof Liljes Fassung, „recht profan und nicht sehr originell“, mit 80 Unterschriften, offensichtlich recht wirkungsschwach, in die Presse kam. Schneider hatte sich nicht geziert, vielleicht aber auch nicht das Gespür gehabt für das Denken fremder Politiker und einheimischer Juristen. Er trennte überhaupt nie zwischen Religion und Politik, forderte schon 1950 erstmalig Unerhörtes: „Christen müssen den Weg nach Moskau finden“, „Der Nachfolger des Apostels wird den Vatikan verlassen, um in der Welt zu wirken“ – wie wir es 30 Jahre später erleben. Noch erreichen Schneider Dankesbriefe aus Kriegsgefangenenlagern in Frankreich, nicht nur solche von Theologiestudenten.

Reinhold Schneider war nach 1945 gegen jeden Krieg, gegen Aufrüstung, für absolute Gültigkeit der Bergpredigt, privat wie im Großen von Staat und Gesellschaft. Als ihn im Westen niemand drucken wollte, gab er seine Einwendungen im März 1951 in zwei Aufsätzen in die Ostberliner Zeitschrift „Aufbau“ – und galt seither bei vielen als Helfer und Beiträger der Kommunisten. Die übelste Hetze gegen den großen Mann des Hitler-Widerstands wurde laut, Presseboykott, postalische und telefonische Verfolgung. Bei seinem Stuttgarter Verlag schrumpfte das Einkommen im ersten Halbjahr 1951 auf 1,53 DM in Briefmarken. Zeitweise tröstete er sich mit de Lubac: Das Christentum ist „nie triumphierend“. Auch die Bistumspresse marschierte geschlossen gegen ihn. Erfreuliche Ausnahmen stellten dar die „Besinnung“ in Nürnberg und die „Deutsche Tagespost“ in Würzburg, zu Schneiders großer Freude. Gegen Jahresende 1951 rektifizierten „Christ in der Welt“ und das Berliner „Petrusblatt“, das schon mit der Exkommunikation gedroht hatte. Die absurdesten Anwürfe mußte er lesen, und so ganz erhaben war er darüber auch wieder nicht.

Seine Gesundheit kam total herunter: Zwei Teller Suppe, Tee und Wein, „der meine Freude geblieben ist“. Fleisch und Fisch vertrug er nicht, mied sie vermutlich auch aus ethischen Gründen, aus Mitleid mit der Kreatur. „Ich liege meist, kann aber nur stehend schreiben“, vor dem wärmenden Kachelofen. „Das greift die Füße an, auf der Straße komme ich nur mit zwei Stöcken vorwärts. In die Stadt gehe ich nicht mehr.“ „Ich war noch nie so elend, verzweifelt bin ich eigentlich nicht, aber in Schwermut.“ Langsam bekommt Schneider wieder Zugang zu den Rundfunksendern, denn „von meinen Büchern kann ich nicht leben“. Er will niemand mit seinem Ausgestoßensein belasten, sagt zu Freunden: „Betrachtet mich als gestorben.“ Doch war er sehr froh, als es z. B. dem Verfasser dieses Beitrags gelang, im geliebten Spanien in der führenden Monatsschrift „Arbor“ (Januar 1952) die Wahrheit über seinen „Philo-Kommunismus“ auszuweiten – was ja auch dort in der Franco-Ära nicht selbstverständlich war. Der

politisierende (germanophile) Professor Calvo Serer (noch heute öffentliche Figur) handelte als Caballero.

Schneider war aber im Innersten verletzt und enttäuscht von manchen engstirnig-einspurigen Mitchristen. Er hätte sogar auf den Tag z. B. eine Vorsprache bei Stalin trotz seiner schlechten Gesundheit auf sich genommen, um im Kreml die „Wehrkraft der Wehrlosigkeit“ zu versuchen (so zum Freund, Pfarrer Albrecht Goes). Dieses Angebot charakterisiert in seiner integren und auch naiven Absolutheit den ethisch-religiösen Idealismus und den politischen Utopismus dieses radikalen Christen. Er sah sich darin bestärkt auch von Pfarrer Niemöller und dem Altkanzler Wirth, die mit ihren Aktionen als erste unmittelbare Gefangenenbefreiungen bewirkten, wie später wieder Adenauer. Aber für die Mehrheit kam das alles noch zu früh.

Die Verfehmung schwand dennoch zusehends. In Paris hatte er Freunde, z. B. Gabriel Marcel, in der Schweiz seinen ersten Biographen Hans Urs von Balthasar, der durchaus politisch mit ihm nicht konform ging. Die ganz große Rehabilitation kam von einem evangelischen Südwestler: Bundespräsident Theodor Heuss berief den „Prügelknaben“ der darin meist einträchtigen Politiker in die Friedensklasse des Pour le mérite; vorher hatten sich schon die Universitäten Freiburg und Münster mit dem Dr. h. c. an den Dichter geschmückt. Schneider war wie im Krieg wieder „Redner an die deutsche Nation“, wurde noch mehr „Prophet der europäischen Christenheit“ als Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im Herbst 1956.

Es war der gleiche ideal-radikale Tenor wie in den Aufsätzen und Handlungen von 1951, mit „einem Widerhall, wie... noch nie erlebt“. Doch der geprüfte Mann täuschte sich dabei über den realen Erfolg nicht: „Es gibt keinen Sieg, weder im Geistigen, noch im Christlichen, noch im Sittlichen.“ Denn „das Problem des Friedens ist mit solcher Schärfe gestellt... Ich habe keinen Trost.“ Er wußte auch keine Lösung, doch er litt für alle. Und er forderte die harte, belastende „Einsicht, daß geschehen muß, was noch nie geschehen ist, wenn die Welt, die wir vor uns sehen, die wir lieben, der wir dienen möchten, gerettet werden soll“ – in der Tat, eine Beschwörung, würdig dem nationalen Tempel von 1848, der Frankfurter Paulskirche.

Schneider war 1955 in einem ihm bisher unbekannten Europa gewesen, im karg-düsteren Norden, „der mächtig auf mich gewirkt, er ruft mich jeden Tag“. Er hatte den schweren Schmerzenstod der Mutter miterlebt und alte, unverschuldete Schuld in sich gespürt. „Ich habe allen Unrecht getan“, klagte er sich an. Immer wieder wurde er von der Welt gerufen, in Pflicht genommen: „Dieses Jahr wird ohne Feiertag vorübergehen“ (12. April 1956). Noch im Januar 1957 schrieb Schneider aus Lissabon: „Ich habe maßlos zu tun und noch kaum etwas vom Land gesehen, da ich nicht aus dem Zimmer komme.“ Vier Vorträge hielt er in Portugal, von Salazar wurde er in Privataudienz empfangen.

Wieder daheim, spürte er, daß dort „der Pessimismus zugenommen... eine innere untergründige Brüchigkeit...“. Schwäche, Niedergang, Verfall empfand er um und in sich; denn die Nation hatte – ohne Einkehr und Umkehr, ohne „Trauerarbeit“ – auf den materiellen Wiederaufbau vor allem gesetzt. Dazu die Todesfälle in Familie und Freundschaft. „Ich fühle mich ungewöhnlich schlecht und vieles Wertvolle und Wichtige rinnt mir leider durch die Finger.“ Und wieder das altvertraute Dennoch: „Entgegen allem physischen Elende“ Reisen und Vorträge in Zürich und Rom (März 1957). Und ähnlich im Jahr darauf, Pläne für die Theateraufführungen in Bregenz und Wien, Vorträge in Italien, der Schweiz, Bonn, „dazu ein respektables physisches Misere“. Vorher war aber die letzte Phase abgelaufen, der „Winter in Wien“ 1957/58, mit Einladungen, Theaterbesuchen, erlebter Reichsgeschichte, Ehrungen, was im dritten, dem bedeutendsten Bekenntnis-Tagebuch (nach „Verhüllter Tag“ und „Balkon“) gipfeln sollte. Er wußte im voraus, er würde damit abermals „Verwunderung erregen, meine Freunde glaube ich, werden mich auch dann nicht verlassen...“.

Der „unbequeme Begleiter“ Schneider, der 1951 die nationale Einheitsperspektive empfindlich gestört hatte, er eckte zuletzt auch 1958 in seiner geliebten, aber stets kritisch begleiteten Kirche gewaltig an, entfachte wieder Diskussionen und Streitgespräche, ob er Prophet oder Ketzer, inner- oder außerhalb der Kirche einzureihen sei. Das wäre die letzte Kreuzwegstation gewesen. Der Tote vom Karsamstag, dem 6. April 1958, mußte sie auf Erden nicht mehr miterleben. Rund zwei Jahre vorher, bei seinem letzten Aufenthalt in Madrid, besinnlich im Escorial und vor Goyas Grab, ergriffen vor dem „Christus von der großen Macht“, der bedrückenden Marterstatue in der Medinaceli-Kirche, hatte er in einem rückblickenden Meisteressay sein Grundthema angesprochen: „Wie, wie werden wir sterben? Ist das nicht aller Fragen Frage?“ Plötzlich und rasch kam das lange erwartete, vorausgeahnte Ende über ihn.

Homo religiosus

Nicht stärkere, aber tiefergehende Wogen hat der posthume „Fall Schneider“ aufgewühlt als jene heute schon unverständliche Erregung von 1950/51 über seine sittlich-politische Entscheidung. Der Autor der letzten Tagebücher hatte das kirchliche Normaldenken verlassen, sich unter die „Irrenden, Zweifelnden, Abgefallenen“ gemischt. Ida Friederike Görres, Walter Nigg und Karl Pfleger haben ihn schon früh in Schutz genommen; es ließe sich unschwer ein halbes Dutzend geistlicher und Laientheologen zu seinen Gunsten zitieren. Der Gefolgsmann von Tolstoi, Unamuno, Kierkegard, Schweitzer und Bernanos – mußte er nicht an den Rand der gewohnten Rechtgläubigkeit schon vom geistigen Umgang her geraten? In einem „Leben der Paradoxie der Existenz“, wie sein bester Freund, Werner

Bergengruen, es formuliert hatte, der ihn auch in der Gedächtnisrede zum fünften Todestag am beredtesten und einfühlsamsten zu deuten wußte.

Man hatte leichtfertig aus Schneider einen rein diesseitig orientierten Pazifisten und Prokommunisten gemacht, obwohl von ihm beides wiederholt weit abgelehnt wurde, obwohl er in seiner Friedensbemühung nur in den Pfaden der Leibniz, Erasmus, Rousseau, Kant, Einstein wandelte, allerdings auch eingestehend, ihm dünke „besser auf einem Narrenschiff zu reisen als auf einem Flugzeugträger“. Schwarmgeisterei, apolitische Utopien, krasse Weltfremdheit? Viel Ja und etwas Nein. Helder Camara, der „rote Erzbischof“ von Recife, setzt, ähnlich gesinnt, auf die „abrahamitischen Minderheiten“ als die einzige Hoffnung der Welt. „Gerettet um zu retten“, das imponierte Schneider an der vielbelächelten Heilsarmee. „Unsere wesentliche Armut ist die an Radikalität“, so sah er – mit dem Poverello von Assisi – die Schwäche unserer Zeit, wie auch die Theologen ihm zu wenig an das Hauptanliegen Seelsorge dachten.

„Mehr Denker als Dichter, mehr Dichter als Künstler“, so definierte ihn wieder Intimfreund Bergengruen. Das konnte, ja mußte in ihm, im Lande Widersprüche, Dissonanzen, Spannungen verursachen. Er fragte sich: Ich habe den Glauben gefunden (der ihm von Elternhaus, Schule oder Pfarrei nicht verlebendigt worden war), aber wieviel ist davon Konvention? „Immer schwerer fiel und fällt es mir, mich Christ zu nennen.“ Und „das Christentum will ins Dunkel, denn das Dunkel ist Licht“, es will „nicht denken, sondern schauen“. So der Prophet und Visionär. Darum sein Zug zur gestaltenden, verinnerlichenden Epik – und Abneigung gegen additive Biographien. „Wir brauchen schaubare Bilder, Symbole, die mehr als Leitsätze sind.“ Nur sie bewirken in uns „Religion als heroischen Widerspruch gegen die Erfahrungswelt, die unbedingte Hingabe an den stummen Fährmann im schutzlosen Boot auf der Fahrt durch die kosmische Nacht“ – welche Anschauungskraft, welche Hingabe ans Jenseitige.

Sie hielt im Kern noch stand, als der Gott des Alten Testaments, der zuweilen harte, unverständliche, gegen Lebensende sogar den Platz des Liebesgottes des Neuen Testaments einnahm, Gott zuletzt nicht mehr als der Vater, sondern als der „Zerschmeißende, Keltertreter“ (Winter in Wien) erfahren und gemieden wurde. Schneider: „Ich glaube, wir stehen heute vor einem unbegreiflichen Gott“, aber Karl Rahner sprach ähnlich vom „Abgrund“, in den wir uns fallen lassen müssen. Von Hiob bis zur Droste und nach Lisieux verwandte Erfahrungen. Wenn Schneiders letztes Tagebuch die Unzahl der Anfechtungen, die des Einsamen, Kranken, Abgekämpften, aufrichtig ausbreitet, so hat er damit – wieder mit Bergengruen – sein Credo nicht aufgegeben. Er nahm stellvertretend die Zeitängste, die modernen Einwände, die der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaften, auf sich, trug sie mit sich und erlitt sie. Frühwald nannte es richtig eine „christliche Überformung der laizistischen Kultur“ unserer Tage, die mehr als unter die Haut, die mit ihrer Zerreißprobe bis ins Seelenmark drang.

Ein Abstieg, besser Abgleiten, kein Absturz aus der Sicherheit – dieser Auflösung Schritt für Schritt wurde bis zuletzt begegnet durch das Gebet, das Schneider die Mitte seines Seins war. Mit dem Spanier Nieremberg: „Mögen andre dich erklären, ich will dich anbeten.“ Darum darf wieder Bergengruen ihn auslegen mit dem schlichten, aber totalen Satz: Oro ergo sum. Dazu war der Dichter durch sein autodidaktisch-apositivistisches Geschichtsstudium gelangt: „Das Gebet ist eine der stärksten Kräfte der Geschichte“, als solche noch von keinem Historiker gewürdigt und gewertet. Er suchte den „Einblick der Heiligen in die Geschichte“ und wurde so zum Hagiographen, zum transzendierenden Geschichts-Bewerter ohnegleichen. Das Paradox schien ihm dabei stärker als das Kontinuum, vor allem die „apokalyptische Atmosphäre der europäischen Geschichte“. Um nicht dem „Ekel zu erliegen“, rettete er sich – und sie – in „Märchen und Kreuz“.

Mehr als anekdotisch sei erwähnt: In drei spanische Kirchen durfte ich den Beter Schneider begleiten. In der Madrider Kirche vor dem Leidensmann Christus stand der Besucher in abwesender Ergriffenheit, unbetroffen von Neugier wie Respekt der Volksmenge; in Goyas Grabeskirche, ohne alle Zuschauer, die Rundbilder aufnehmend und dabei ganz nach innen gewandt. Am stärksten traf sein Vorbild mich in Grecos Pfarrkirche in Toledo, wo die Rückwand mit einem der berühmtesten, großartigsten Bilder des spanischen Kreters geschmückt ist: Das Begräbnis des Grafen Orgaz, wiederholend, wo Himmel und Erde, Gott und Welt sich einzigartig trostreich umschließen. Schneider ging nicht auf die sich anbietende, angestrahlte artistische Rarität zu, sondern in eine Kirchenbank im Dunkel zum stummen Gebet. Dann erst kam die gesuchte Kunst zu ihrem Recht, wieder schweigend empfangen. Es war uns allen eine große Lehrstunde.

Die steigende Verunsicherung, die späten Wirrnisse Schneiders sind nicht von anderer Natur als z. B. beim verstorbenen Tübinger Alttestamentler Fridolin Stier, dessen posthum veröffentlichtes Tagebuch eines professionellen Theologen aus den Jahren 1965–74 an Anfechtungen des Ausgesetztseins noch die zermürbenden inneren Kämpfe Schneiders übertrifft: „Glaube heißt, wie ein Ertrinkender um ihn kämpfen.“ Stier sah sich zuletzt „nirgendwo zu Hause... ich gehöre zum hadernden Israel“. Da mutet einen Schneiders dorniger Weg noch um einiges erträglicher an als der seines Freundes Stier, des Übersetzers vom Buch Hiob, sagte er doch – allerdings in früheren Jahren –, er sei „an zwei Orten zu Hause, in der Kirche und am Arbeitstisch“. (Noch ein hilfreicher, neuester Buchtitel zu unserem Problem von Johannes B. Lotz SJ: In jedem Menschen steckt ein Atheist.) Schneider jedenfalls ging in seinem großen Kummer fast jeden Tag zur Messe, besonders in seinem letzten Wiener Winter. Dort betete er nicht mehr für sich, aber unentwegt „über den Glauben hinaus, gegen den Glauben, gegen den Unglauben, gegen sich selbst... aus einem Unglauben, der in der Gnadenordnung steht“. Und er kam geradewegs aus der Freiburger Kirche St. Cyriak, als ihn, den Todesbereiten, auf der Straße sein tödlicher Unfall traf, am Karsamstag 1958.

Nicht um zu entschuldigen oder abzuschwächen, nur zur Überlegung: War es die unzureichende religiöse Basis in der Jugend, war es die Enttäuschung durch manche laue oder enge Christen, durch formalistische Theologen um ihn, was ihn alternd zurückwarf? Oder wurde er doch vielleicht durch düstere Geschichtserfahrungen, durch die Zeitgeschichte des Dritten Reiches von Fichte und Nietzsche weg in den christlichen Kosmos einbezogen? Schrieb er doch schon um 1930 in sein Tagebuch: „Ich muß immer persönlich-künstlerisch bleiben, ich darf niemals theologisch-katholisch werden.“ Wurde er dies gegen seine Natur, fast wider Willen? „Ich wollte nicht Christ sein, ich mußte es werden“ – vom portugiesisch-spanischen Exempel und der NS-Pression überwältigt? Er wollte auch nicht religiös sein, sondern nur metaphysisch ausblickend bleiben. Höhenflug, aber nicht feste Einbindung? Und er blieb ja auch in seiner Kirche ein Einsamer; „in der evangelischen (Kirche) wäre ich nicht so allein“ – eine beredte Klage⁴.

Homo socialis

Schneider hätte einen perfekten Repräsentanten abgegeben zur Typologie eines vor rund dreißig Jahren epochemachenden Werks, der „Tragischen Literaturgeschichte“ des Schweizers Walter Muschg (1957). Wie manche andere Neuere fehlt er darin, so sehr er mitlebender, vielleicht „unbequemer Begleiter“ des Basler Gelehrten, gut sichtbarer Poeta vates, Seher und – Ketzer in einem, Märtyrer mit dem „Schmerz als geistiger Legitimation“⁵ war. Im Alter neigte er wachsend zu sanfter Ironie in seinen Äußerungen und hätte über solches Übergehen durch Muschg nur leicht gelächelt. Er hatte übersehen und verzeihen gelernt, vertrug sogar brieflichen politischen Widerspruch, wenn er von Freundesseite stammte. Seine Höflichkeit und Dankbarkeit für geleistete Dienste waren einzigartig, wie wenn er noch in die gesellschaftliche Schule des alten Adels gegangen wäre, mit dem er sich in seinen besten Vertretern vorzüglich verstand. Hinter dem wahrhaft guten Menschen und dem taktvollen Schweiger verbarg sich ja eine „mütterliche Seele“ voll der Zuneigung zum Menschen, zum Kind, vorab zur Natur in Blumen, Vögeln, Meer und Bergen. Der Tierfreund kannte alle Vogeltypen in seinem Freiburger Garten, hätschelte richtig die befreundeten Eichhörnchen. Der Birnbaum, der kranke Vogel, die verliebten Schnecken verlockten ihn zu Gedichten, manchmal pathetischen und zeitgebundenen, dann wieder anspruchsloseren als die Sonette.

Der Gesprächspartner der Toten, der ihrem Riesenreich innerlich näher stand als der winzigen Gegenwart, war dennoch jederzeit aufgeschlossen für die Lebenden und deren Umkreis. Als er im Krieg 1942 über den Rhein fuhr ins nachbarliche Elsaß, schrieb er in einem Brief: „Das ganze Land ist ein Weingarten. Die Reben umblühen auch die Gräber der hier vor zwei Jahren Gefallenen an der Straße von

Kaysersberg. In der großen Trauer wollen wir doch die Herrlichkeit der Welt nicht vergessen.“ So war er zwar mehr als nachdenklich, zutiefst besinnlich, aber doch kein ausweichend invertierter Melancholiker. Nach der Versenkung in seine reiche Bibliothek und intensiver Schreibarbeit liebte er den entspannenden Abend mit Freunden. Wie genoß er z. B. die leichte Heiterkeit der Spanier beim Wein in der Taverne unter der Madrider Plaza Mayor. Er trug heimkehrend unbeschwert mit die lästige Unbequemlichkeit eines überfüllten Taxi. In Toledo vergaß er nicht nach der großen Einkehr beim Metaphysiker Greco und in der Catedral (mit den Todesmahnungen der erschlaferten Kardinalshüte über den alten Gräbern) auf ein süßes Gastgeschenk für die Töchter seiner Begleiter. Und welche innige Geste und Zuwendung in den erbetenen Widmungen zu seinen Büchern, wesenhaft zielend wie diese auf die „Begegnung in der iberischen Heimat, die uns über alle Grenzen verbinden wird“. Und mit welchem feinem, persönlichem Humor bekennt der kranke Einsame, ganz er selbst: „Man kann Gott nicht genug danken für den Bissen, den man nicht gegessen, die verpaßte Umarmung, den bestandenen Tag und den getrunkenen Wein.“

Doch abschließend allgemeiner noch: Was Goethe von Schiller einfühlsam erspürte, von dem nach Idealen und Lebensstil dem Badener so verwandten, doch nach Anlage und Begabung, im Erfolg und in der Arbeitsweise weit überragenden Vorbild, das gilt vielleicht parallel in etwa doch auch für Reinhold Schneider: die charakteristische „Christustendenz“, die man noch nennen darf, ja nennen muß. Ob die schnellebigen, Einkehr und Umkehr scheuenden Deutschen Reinhold Schneiders Beispiel und Zukunftsweisung je gerecht zu werden vermögen?

ANMERKUNGEN

¹ W. Frühwald, Die Papierrosen der Literaturgeschichte, in: Zeitgeschichte, V, 11/12 (Wien, Aug./Sept. 1978) 401–417.

² Mit „grobe, schmerzlichen Lücken“ (E. Blattmann). Diese Lücken werden leider weiter bestehen bleiben. Für einen wertvollen Einstieg seien zwei Taschenbücher empfohlen: E. M. Landau, M. v. Look, B. Scherer: Reinhold Schneider. Leben und Werk im Bild (Insel-Tb. 318, Frankfurt 1977); Reinhold Schneider. Lektüre für Minuten. Gedanken aus seinen Büchern und Briefen, hrsg. v. P. Meier (Frankfurt 1980).

³ K. W. Reddemann, Der Christ vor einer zertrümmerten Welt. Reinhold Schneider – ein Dichter antwortet der Zeit (Freiburg 1978); Widerruf oder Vollendung. Reinhold Schneiders „Winter in Wien“ in der Diskussion, hrsg. v. d. Reinhold-Schneider-Stiftung (Freiburg 1981).

⁴ Wachsendes Verständnis und Eingehen auf die Problematik von Schneiders Religiosität bezeugen die Studien von Bischof K. Hemmerle und E. Biser in: Widerruf und Vollendung, a. a. O., ferner Bisers jüngster Aufsatz: Die Nichtgeladenen, in dieser Zschr. 200 (1982) 627–639.

⁵ Germanisten der mittleren Generation werden sich der Versäumnisse ihrer Zunft gegenüber Reinhold Schneider bewußt, vgl. die zwei letzten beachtlichen Beiträge von E. Blattmann und W. Frühwald in: Widerruf und Vollendung.